

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt**

36 (14.5.1847)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 14. Mai 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 36.

## Scenen aus den Feldzügen der Franzosen in Afrika.

(Fortsetzung.)

„Sieh, wie hübsch Du geworden bist,“ sagte Frau Lesvre, den Sohn mit mütterlichem Stolze betrachtend, „wie herrlich das schwarze Schnurrbärtchen Deinem freilich etwas blassen Gesicht kleidet. Das gnädige Fräulein wird sich Deiner Ankunft freuen; sehr oft hat sie sich während Deiner Abwesenheit nach ihrem lieben Milchbruder, wie sie Dich noch immer nennt, erkundigt.“

„Wirklich, Alice dachte meiner?“ fuhr Francois auf.

„Warum sollte sie nicht?“ fragte die Mutter; „seid ihr doch mitsammen aufgezogen und habt oft genug als Kinder im Schlosspark gespielt. Freilich, jetzt ist das anders.“

„Ja, Mutter, jetzt ist das anders!“ wiederholte Francois, indem er sich umwandte, um eine sich hervorstehende Thräne zu verbergen.

Nach der einfachen Abendmahlzeit, bei welcher Francois nur seiner Mutter wegen Etwas zu sich nahm, litt es ihn nicht länger im engen Zimmer. Er mußte hinaus in die freie Natur, um in ihr seinen herben Schmerz auszuschütten und sein gequältes Herz durch Thränen zu erleichtern. Erst spät nach Mitternacht fand er sich wieder in seiner Kammer, wo die erschöpfte Natur ihr Recht forderte.

Die kirchlichen Feierlichkeiten des Hochzeitsfestes waren vorüber. Francois hatte es über sich gebracht, mit ruhig und heiter scheinendem Antlitz den Neuvermählten seine Glückwünsche darzubringen, und war von Alice und ihrem Vater mit der gewohnten alten Freundlichkeit und Güte, so wie von dem Herrn von St. Armand mit aufrichtiger Herzlichkeit als der Jugendfreund seiner geliebten Gemahlin empfangen worden. Alles, was er von seinem glücklichen Nebenbuhler sah und hörte, sprach zu dessen Gunsten; er konnte ihm seine Hochachtung nicht versagen.

Das Gewühl und die Heiterkeit des Festes, das der Gutsherr zur Feier dieses Tages seinen Unterthanen im Schlosspark gab, sagte seiner trüben Stimmung nicht zu; unbemerkt wußte er sich ihm zu entziehen und durchirrte den weitläufigen Park in allen Richtungen, bis er sich endlich in einem entlegenen Bosquet fand, das in glücklichen Jahren so oft Zeuge seiner unschuldigen Spiele mit der Freundin gewesen war. Die Erinnerung hieran ergriff ihn mächtig und fesselte ihn an diesen einsamen Ort, wo die Klänge der lustigen Tanzmusik und der Jubel des erfreuten Volkes nur noch schwach herüberdönten und wo er sich ungestört seinen Träumereien hingeben konnte. In wehmüthige Erinnerungen versunken, achtete er nicht auf die Außenwelt; erst nach geraumer Zeit erweckte ihn eine sanfte Stimme aus seinen Betrachtungen.

Francois blickte auf und ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihm.

„Alice! . . .“ rief er aus, „Du hier . . .“

Er schwieg plötzlich, das Unschickliche seiner Worte fühlend. Die Hand an die glühende Stirn legend, um seine verwirren Gedanken zu sammeln, stammelte er nach kurzer Pause:

„Verzeihung, gnädige Frau, ich vergaß einen Augenblick,

daß die Zeiten nicht mehr sind, wo ich mich Ihnen in süßer Vertraulichkeit nahen durfte . . .“

„Was fehlt Dir, lieber Francois?“ fragte Alice theilnehmend, die seine krankhafte Aufregung bemerkte und die letzten, mit versagender Stimme gesprochenen Worte überhört hatte. „Du bist doch nicht krank?“

„D nein, gewiß nicht!“ versicherte Francois, während das Zittern seiner Glieder seinen Worten Lügen strafte.

Er schwieg mit zur Erde gesenkten Blicken, und auch Alice erwiderte nichts, seine Befangenheit theilte sich ihr mit. Sie fühlte sich unbehaglich in dieser stummen Situation, und doch mochte sie sich nicht gleich wieder entfernen, um den Jugendfreund nicht zu verletzen. Das peinliche Schweigen zu beenden, fragte sie:

„Warum nimmst Du nicht Theil an unserem Feste; freut Dich mein Glück nicht?“

„Den letzten Blutstropfen gäbe ich freudig hin, könnte ich Ihr Glück noch erhöhen!“ rief Francois in leidenschaftlicher Erregung aus. „Ein Wink von Ihnen würde hinreichen, mein Leben hinzugeben, das ohne Sie . . .“

Erschreckt unterbrach er sich abermals, als Alice vor seinem Feuerblick betroffen die Augen abwandte. Wie ein Verbrecher, bei schlechter That ertappt, stand er vor ihr.

„Du bist krank, Francois,“ sagte Alice nach kurzer Pause mit ernster Stimme, indem sie ihm fest in's Auge blickte.

„Du bist krank, leugne es nicht; Du glühst in Fieberhize. Ich werde Deine Mutter und den Arzt zu Dir schicken, verhalte Dich indessen ruhig.“

Sie wollte sich entfernen, doch Francois ergriff mit einer schnellen Bewegung ihre Hand.

„D gehen Sie nicht von mir,“ flehte er, „ohne mich gehört zu haben. Wohl weiß ich, daß Sie mir zürnen müssen, doch verdiene ich eher Mitleid, als die Verachtung, welche aus Ihren Blicken spricht . . . Ja, ich liebe Sie — liebte Sie schon, als wir noch glückliche Kinder waren, noch ehe ich einsehen lernte, welche Klüft die Verhältnisse zwischen uns gesetzt. Während meiner Abwesenheit nährte ich diese stille Liebe in meinem Herzen, einer heiligen Flamme gleich, — ach, ich ahnte nie, daß diese reinen Triebe je strafbar seyn könnten. Ihre Vermählung rüttelte mich schrecklich aus meinem schönen Wahn; es ward mir jetzt furchtbar klar, daß jeder Gedanke an die Verwirklichung meiner einzigen Lebenshoffnung eine freche Entweihung des Heiligthums sei, mit welchem die Gottheit die Engel auf Erden umgiebt. O, ich habe entsetzlich gelitten während der jüngstverflossenen Stunden, ich habe übermenschlich gekämpft, doch ich fühle, daß meine Kraft der finstern Verzweiflung erliegen muß . . .“

Darum jetzt nur ein Wort der Verzeihung von Ihren Lippen, nur die Gewißheit, daß Sie mich nicht ganz verachten, und ich eile weit weg von hier und trage in der Ferne meinen Schmerz, bis der Gram dies gemarterte Herz zerfrisst; denn vergessen — vergessen kann ich Sie nie . . . O Verzeihung . . .“

Seine Stimme versagte ihm jetzt; mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht.

Alice war gerührt und bis in's Innerste erschüttert von dem Gehörten, doch blieb sie ruhig und gefaßt.

„Ermanne Dich, Francois,“ sagte sie mit sanfter Stimme, „ich habe Dir nie geizt, nie Dich verachtet. Sieh, auch ich habe gekämpft und gelitten, und vermag deshalb Deinen Schmerz zu würdigen. Doch die Stimme der Pflicht sprach mächtig zu meinem Herzen; indem ich ihr folgte, gewann ich meine Ruhe wieder, wurde ich glücklich. Sollte Dir, dem starken Manne, nicht gelingen, was dem schwachen Mädchen möglich wurde?! . . . Du sollst nicht weg von hier; Deine Tugend, Dein starker Wille wird Dir den Kampf gegen eine unselige Leidenschaft erleichtern, und meine Freundschaft wird Dir Ersatz gewähren für die Gefühle, die ich nicht gegen Dich hegen kann. Noch einmal, sei ein Mann, biete der Verzweiflung Trost, und Friede und Ruhe wird in Deine Brust zurückkehren!“

Sie zog sanft seine Hände von seinem Gesicht. Mit dem Ausdruck der unbegrenzten Verehrung blickte Francois zu ihr hinauf. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne drangen in diesem Augenblick durch die Laubranken des Bosquets und verklärten Alice's schönes Antlitz mit überirdischem Glanze, während ein Heiligenschein sie zu umgeben schien. Wie ein überirdisches Wesen stand sie vor ihm.

„Ein Seraph verheißt mir Friede und Ruhe!“ rief Francois in überwallendem Gefühl begeistert aus. „Ja, ich will Dir folgen, will den schweren Kampf bestehen. . . Schon fühle ich Deinen befehlenden Einfluß — der herbe Schmerz löst sich in sanfte Wehmuth auf!“

„So segne ich den Einsatz, der mich nach diesem meinen Lieblingsplatz trieb,“ sagte Alice. „Jetzt aber muß ich mich entfernen — mir ist, als hörte ich Schritte in der Nähe, man wird mich vermissen. Muth und Beharrlichkeit, Francois; der schönste Sieg ist der, welchen man über sich selbst erringt!“

Francois lag noch immer auf seinen Knien, als Alice's leichte Gestalt längst in den Gängen des Parkes seinen Blicken entschwunden war.

„Entsagen muß ich!“ sagte er endlich laut zu sich selbst, indem er sich erhob. „D, auch in der Entfagung liegt ein bitter-süßes Glück!“

„Dann bist Du ein Narr!“ tönte plötzlich eine rauhe Stimme hinter ihm, und ein heiseres Gelächter ließ sich hören.

Betroffen wandte sich Francois um und blickte in das höhnisch-grinsende Gesicht eines unbekanntenen Menschen, der um einige Jahre älter als er zu seyn schien und dessen ganzes Wesen den Stempel der Verwilderung trug.

„Du bist ein Narr,“ wiederholte der Fremde mit seinem widrigen Gelächter, „wenn Du entsagen willst, wo Du in vollen Zügen genießen kannst, nota bene, wenn Du kein Feigling bist.“

„Wer bist Du?“ fragte Francois.

„Kennst Du mich nicht mehr? Hast ein schlecht Gedächtniß, Brüderchen!“ erwiderte der Andere. „Hast ja ehemals oft genug auf mich eingepöbeln, wenn es sich der arme Etienne, des Försters Sohn, einfallen ließ, sich in Deine Spiele mit der Tochter des Gutsherrn zu mischen, zu denen Du ein ausschließliches Privilegium zu besitzen glaubtest.“

„Und was willst Du jetzt von mir?“ fragte Francois weiter, nicht ohne Schauern das hämische Gesicht seines ehemaligen Feindes betrachtend.

„Nur Dein Bestes, Brüderchen,“ entgegnete Etienne. „Du mußt nur wissen, daß ich Deine erbauende Unterredung mit der gnädigen Frau Wort für Wort angehört habe. Nun, Du brauchst nicht zu erbleichen; hier hört uns Niemand und wir können uns ungestört unsere Gedanken mittheilen. Im Vertrauen gesagt, ich hege dieselben Gefühle für Alice, wie Du, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht an Entfagung denke, so lange mir die Aussicht bleibt, den Trost dieser spröden Schönen zu brechen. . . Du siehst mich mit großen Augen

an — nun, auch Dir soll Dein Antheil an der Beute werden, wenn Du mir helfen. . .“

„Eiender!“ donnerte Francois; „was berechtigt Dich. . .“ Etienne's lang anhaltendes Gelächter übertönte seine Zornesworte.

„Immer noch der Alte!“ sagte er dabei; „gleich Feuer und Flamme, wenn sich Jemand untersteht, den Blick auf Deine Dulcinea zu richten. Und doch mußt Du es dulden, daß sie jetzt dem Herrn von St. Armand allein zugehört. Ist es nicht besser, ihren Besitz mit einem wackern Kameraden zu theilen, als liebeseich, einem Schatten gleich, umher zu wandern und still zusehen zu müssen, wie ein vom Glück begünstigter Nebenbuhler höhnlachend auf den Schmachttenden herabsieht? . . . Schlag ein, Brüderchen! Es soll Dich nicht gereuen, auf die Vorschläge, welche ich Dir zu machen habe, eingegangen zu seyn!“

„Kein Wort weiter!“ rief Francois in höchster Entrüstung aus. „Hielte ich nicht Deine verwegenen Reden für Abergwitz, und fürchtete ich nicht, die Freuden des heutigen Festes zu stören: wahrlich, sie sollten Dir theuer zu stehen kommen. Doch glücklicherweise besitzt Frau von St. Armand einen Gemahl, der sie gegen nichtswürdige Anschläge von Deinesgleichen zu schützen wissen wird.“

Den boshaften Versucher keines Blickes mehr würdigend, verließ er das Bosquet.

„Blöder Thor!“ murmelte der Andere für sich; „ich meinte es gut mit Dir. Doch Etienne wird auch ohne Dich seine Absicht erreichen.“

Ungeesehen, wie er gekommen, entfernte er sich mit schleichendem Schritte durch die Gänge des Parkes. —

Mehrere Monate waren seit dem Hochzeitsfeste verstrichen, und schon färbte der Herbst das Laub des Waldes roth und gelb, und der Wind spielte mit den abgefallenen Blättern der Bäume, die er kreiselnd in die Höhe warf.

Francois betrieb das Geschäft des Vaters; von Etienne, der sich vor dem erzählten Zusammentreffen mit ihm in den letzten Jahren nur selten hatte blicken lassen, hörte man gar nichts mehr, und so schwanden nach und nach die durch diesen angeregten Besorgnisse bei dem jungen Manne.

Herr von Courtray hatte Francois aufgefordert, recht oft auf das Schloß zu kommen, und auch Alice's Gemahl, der seinen Urlaub in Malesherbes zubrachte, sah den gebildeten Jüngling gern in seiner Nähe; doch nur äußerst selten machte er von dieser Begünstigung Gebrauch. Er arbeitete den Tag über still und fleißig; wenn aber dann Abends die Vesperglocke ertönte, so streifte er hinaus in's Freie, in die Gebirge, und Nichts konnte ihn bewegen, seine einsamen Spaziergänge auszufsetzen. Vergebens suchte Frau Lesierre die Ursache dieser Zurückgezogenheit ihres Sohnes zu ergründen; mit mütterlicher Besorgniß sprach sie oft gegen ihn die Befürchtung einer Krankheit aus, auf welche sie wegen seiner täglich zunehmenden Schweigsamkeit und der Blässe seiner Wangen schloß: er schüttelte nur bei ihren zärtlichen Fragen mit einem matten Lächeln den Kopf und suchte die Geängstigte zu beruhigen. So blieb es beim Alten.

Trotz des stürmischen Herbstwetters hatte er auch eines Abends wieder seine gewöhnliche Gebirgswanderung angetreten. Er saß auf dem Gipfel eines Felsens und blickte bald den vom Winde getriebenen grauen Wolken nach, bald horchte er auf das Rauschen des Waldes, der sich zu seinen Füßen in weiter Ferne erstreckte.

Die zunehmende Finsterniß mahnte ihn endlich zur Heimkehr. — Schon näherte er sich dem Ausgange des Waldes, als ein schwacher Hilferuf in sein Ohr drang, der seitwärts aus den Tiefen des Forstes zu kommen schien. Mit dem

Gedanken, irgend einen Mitmenschen aus einer Gefahr retten zu können, kehrte auch seine alte Energie zurück und ungesäumt folgte er der Richtung, woher der Hülfseruf ertönte, der sich jedoch nicht wiederholte.

Schon hatte er eine Strecke zurückgelegt und wollte eben ein Zeichen geben, um einen etwaigen Verunglückten von seiner Nähe in Kenntniß zu setzen, als er plötzlich in einiger Entfernung menschliche Fußtritte zu vernehmen glaubte, die sich eilig der Stelle näherten, wo er sich befand. Er blieb stehen und lauschte mit angehaltenem Athem.

Bald darauf bemerkte er zwei Männer, die in einem großen verdeckten Tragkorbe eine schwere Last zu tragen schienen; ein anderer folgte ihnen in geringer Entfernung.

Ganz in der Nähe des Lauschenden lezten die Träger ihre Last ab und berathschlagten leise mit dem Dritten über die weitere Fortsetzung des Weges.

Francois, der sich hinter niederes Strauchwerk zurückgezogen hatte und daher von ihnen nicht bemerkt wurde, glaubte öfter die Worte: „auf der Rhone hinabfahren — Marseille — Schooner“ zu vernehmen. Die Dunkelheit hinderte ihn jedoch, die Gesichtszüge der drei Männer zu erkennen.

Hin und wieder ertönte ein halb ersticktes Wimmern aus dem Innern des Tragkorbes, das aber nicht von einem menschlichen Wesen zu kommen schien. (Fortsetzung folgt.)

### \* Ganz oder halb.

„Und wenn ich nicht, wie Ihr es wollt,  
Euch lobe mit Geschrei,  
Ei nun! ich singe nicht um Gold  
Und bin kein Papagei.“

Halbheit finden wir zu keiner Zeit drückender, als in den Tagen der Noth unter dem Bauern- und Handwerkerstand. Die sogenannten Bauernstädtchen, d. h. solche, deren Bewohner weder Gewerbsleute noch Bauern sind, sind gegenwärtig die lebendigen Beweise hiesfür. Welch ein Unterschied zwischen einer ganzen oder großen und einer halben oder kleinen Bauernschaft! Für den großen Bauer ist die jährliche Abgabe nichts weiter als der Ueberfluß von seinen Erzeugnissen. Sollen Steuern bezahlt werden, so fährt man einen Wagen voll Frucht auf den Markt. Für den kleinen Bauer sind Steuern und Abgaben der Antheil, den er sich von seinen nothwendigsten Bedürfnissen abkargen muß. Daher die Klagen über Abgabendruck, woran weit weniger die Größe der Abgaben wahrhaft schuldig ist, als die Art und Weise, wie sie sich die Halbhandwerkerschaft oder Kleinbauerschaft abzwängen muß. Bei der Großbauerschaft wird mit vier schönen Pferden geackert und gefahren. Der Klein- oder Halbbauer wählt das Feld selbst um; die Kräfte der Thiere werden nicht benützt; an die Stelle schöner Pferde, Ochsen und Kühe treten abgehagerte Zugthiere und Zugfühe. Bei der Großbauerschaft ist Jahr aus Jahr ein Nahrung die Fülle im Hause und die Diensthofen erfreuen sich reichlicher Nahrung. Die Kleinbauerschaft hat Tag für Tag mit Hunger und Noth zu kämpfen. Tritt auch einmal ein Mißjahr ein, so hat der Großbauer noch immer Früchte genug auf dem Boden, um mit seiner Familie und seinem Gesinde die folgende Ernte furchtlos abwarten zu können. Der Kleinbauer aber geht, wie die tägliche Erfahrung allenthalben zeigt, mit Eilschritten der bittersten Armut entgegen. Alle Wohlthätigkeitsvereine vermögen gegen diese Verwarnung so viel als nichts: sie können den Hunger abwehren, aber nicht die Verarmung. Bei der Kleinbauerschaft kann niemals von wirklichem Wohlstand die Rede seyn, sie ist und bleibt in unaufhörlicher Bedrängniß und Noth. Nur wo große Bauerngüter sind, herrscht unter

der Bauerschaft wirklicher und der meiste Wohlstand. Da wohnt man in widerfesten geräumigen Häusern, während bei der Kleinbauerschaft drei und vier Familien in ein Haus wie Heringe zusammengezwängt sind. Man findet es freilich hart, daß bei der Großbauerschaft der zweite Sohn eines Landmanns Tagelöhner seyn soll; aber durch die Vertheilung des Gutes wird nichts bezweckt, als daß zuletzt kein begüterter Landmann mehr zu finden ist, und daß in Bälde, statt eines Sohnes des großen Bauers, sechszehn Enkel desselben Tagelöhner sind. Die Wohlfahrt eines Mitglieds des Staates besteht doch gewiß nicht darin, daß der Landmann einige Niemen Landes besitze, sie selbst umwähle, anstatt des Viehes, welches Gott dazu erschuf, und auf diese Weise sich ein kärgliches Brod erzwinde, welches kaum dazu hinreicht, das Daseyn eines wandernden Skelets zu fristen. Daß die unbegrenzte Vertheilung der Güter diese Folge mit sich führe, dies liegt in der Natur der Sache. Das schöne Bauerngut des Vaters, welches 60 Morgen hält, giebt in der Vertheilung unter seine Kinder 4 Güter von 15 Morgen, und in den Händen der Enkel wird es in Parzellen von 3 bis 4 Morgen vertheilt seyn. Wenn diese Vertheilung nicht auf Kosten der industriellen Produktion geschähe, so könnte man denjenigen beistimmen, welche behaupten, daß man mehrere nicht beschränken könne, damit es Einem wohl sei. So lange der Sohn des Landmanns noch Hoffnung hat, sich mit Feldbau ernähren zu können, so lange denkt er nicht darauf, ein Gewerbe zu erlernen. Der Feldbau ist ihm bequemer, als alle Handarbeit. Nur die Noth zwingt ihn, sein väterliches Haus und seine Heimath zu verlassen. Er sieht nicht in die Zukunft und sein nächster und lezter Gedanke ist, sich auf dem ärmlichen Grundstück häuslich niederzulassen. Dieser natürliche Hang wird durch die immer weiter um sich greifende Vertheilung der Güter genährt. Die Söhne des Bauers denken nichts anders als Bauern zu werden, weil sie Hoffnung haben, vom väterlichen Besitzthum dereinst ein Stückchen zu erhalten.

Wo sollen unter diesen Umständen tüchtige industrielle Producenten herkommen, wenn Alles hacken, graben, pflügen, pflanzen und die Bütte tragen will? Dies ist eben so sehr als die Ueberzeugung der Gewerbe der Grund, warum die Gewerbe in den meisten Gegenden bei uns nicht fortkommen. Selbst der geschickte Handwerker, der sein Gewerbe in vorzüglichem Grad erlernt hat und darauf gereist ist, wird durch diesen Kleinfeldbau, durch diese Halbbauerschaft verdorben. Er kommt aus der Fremde zurück und treibt sein Gewerbe gut; nun fallen ihm einige Grundstücke an, er geht also mit der Hacke hinaus, um sich seinen Hausbedarf zu bauen; er findet hieran Gefallen, und nach einigen Jahren steht der Webstuhl oder die Hobelbank leer, und aus dem Handwerker ist ein kleines oder halbes Bäuerlein geworden. Auf diese Weise geht ein großer Theil der Nationalkraft verloren. Diese Klein- oder Halbbauerschaft baut freilich das Feld immer besser als der große Bauer, aber sie erntet auch blos, um das Geerntete in kärglichen Portionen selbst zu verzehren.

Würde die Industrie der Gewerbe im Halbbauerwesen keine Nahrung finden, so würde es gewiß an vielen Orten weit besser um sie stehen, als dieses gegenwärtig der Fall ist. Warum wurde z. B. die ehemalige Reichsstadt Reutlingen so industriös als sie es ist? Weil ihre Markung zu klein war, als daß sich die Bewohner davon hätten nähren können. Schon in dem so nahe bei Reutlingen gelegenen Pfullingen konnten Handel und Gewerbe nie so erfreuliche Fortschritte als in der Nachbarstadt machen, weil die Bewohner sich mit der Kleinbauerschaft abgeben. Der Flecken Ehningen treibt ausgebreiteten Kleinhandel seit das enge Thal die immer größer gewordene Anzahl von Einwohnern nicht mehr ernähren

konnte. Aus dem gleichen Grunde ist das Dorf Gönningen auf den Handel mit Urprodukten und Messingen auf den Handel mit gebrannten Wassern gefallen. Indessen ist es ein bloßer Zufall, ein bloßes Glück, wenn ein Ort auf einen solchen Gewerbszweig verfällt; denn es ist gar zu bequem zu thun was der Vater that und da zu bleiben wo man geboren worden. Diese Art von Bequemlichkeitsliebe erzeugt in Tagen der Theuerung, wie die jezigen sind, nichts als Unmuth und Rathlosigkeit. Daher das allgemeine Geschrei: „wir wissen uns nimmer zu rathen und nimmer zu helfen.“ Nehmen wir hiebei z. B. nur die Orte in Acht, denen der Weinbau nicht günstig ist und den man daselbst doch hartnäckig fortbetreibt. Leben da nicht die Weingärtner oft lieber in der bittersten Armuth und eckelhaftesten Verdorbenheit, als daß sie einen andern Nahrungszweig ergreifen möchten? Wäre nicht selbst die härteste Fabrikarbeit immer noch einer solchen Existenz vorzuziehen, wo die Menschen bei der ärmlichsten Kost, die sich nur denken läßt, die schwersten Lasten auf dem Kopf und dem Rücken bergauf und bergab schleppen, so daß sie an Leib und Seele verkrüppeln? Da ist freilich, wenn vollends die Kartoffeln fehlen, guter Rath theuer. Aber so war es zu jeder Zeit unter denen, die von ihrer Händearbeit leben sollen. Wenn sie das, was sie ihrer nächsten Bestimmung hätten seyn sollen, nur halb waren, so wurden in Zeiten der Noth immer diejenigen armen Menschen aus ihnen, denen am schwersten zu helfen ist, weil sie sich in günstigeren Tagen nicht rathen lassen. Ihnen kann man nicht oft genug zurufen: „Seid nur nichts halb! Nur kein Zwitterding von einem Menschen! Seid das was ihr seyn wollt oder sollt ganz, und ihr werdet in den Tagen der Noth weniger Klagen haben.“

### Aus einem philosophisch-humoristisch-satyrischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

**Glück** ist die blinde Kuh, die instinktmäßig den Ochsen nachläuft (L. Kalisch). — Man muß es nicht in Ruhm und Ehre, auch nicht im Geräusche dieses Lebens suchen (Washington). — Zwei Dinge sind unerlässlich, wenn man sein Glück machen will: Geduld und Dreistigkeit. Geduld, um den günstigsten Zeitpunkt abzuwarten; Dreistigkeit, um ihn nicht unbenuzt vorübergehen zu lassen (K. Mächler). — Das Glück thut uns weder wohl noch übel; es giebt uns dazu bloß den Stoff und den Saamen, die unsere Seele, die mächtiger ist, als das Glück, nach ihrem Gefallen bearbeitet und anwendet, denn nur sie allein ist Urheberin und Schöpferin ihres glücklichen oder unglücklichen Befindens (Montaigne). — Das Glück ist nicht schuld daran, wenn ehrliche Leute um Geld und Gut kommen; sondern die alten Thaler haben selbst, ich weiß nicht welchen Verstand, sie sind ehrlich und wollen sich nicht beherrschen lassen, lieber aber beherrschen sie die von welchen sie besessen werden.

(J. Riemer.)

**Glücklich**. Wer glücklich seyn will, der muß wenig Raum einnehmen und selten seinen Platz ändern (Fontenelle). — Glücklich ist wer im Leben sich nicht vor dem Tode, und im Tode sich nicht vor dem Leben zu fürchten hat.

(Saphir.)

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

X **Seltene Mißgeburt**. Das Journal des Russischen Ministeriums des Innern, das unter anderm auch von allen Mißgeburten, gewaltsamen Todesfällen und sonstigen Un-

glücksbegebenheiten Bericht erstattet, erzählt (Februar 1847) von einer Mißgeburt, „die so ungewöhnlich sei, daß man nicht wisse, was davon zu halten.“ Die Frau eines sibirischen Bauern im Kreise von Nortschinsk, Mariana Klutschewa, 22 Jahre alt, gebar am 23. Oktober vorigen Jahres ein Ding, das gar keine Menschen- sondern viel mehr eine Pferdsgestalt hatte, nämlich — einen Pferdekopf, Vorder- und Hinterfüße, einen kleinen Schweif ungewöhnlich große Augen und 19 Rippen an jeder Seite.

X Wer die schrecklichen Qualen der Zahnschmerzen kennt, kann sich davon durch das einfache Mittel des Essigäthers befreien, ohne sich Zähne herausnehmen zu lassen. Die Schmerzen sind auf Jahre lang verschwunden. Dieses Mittel ist häufig anempfohlen, und dankbar anerkannt worden. Man nehme für einen halben Groschen auf ein bis zweimal zur Ausspülung des Mundes.

### Maritätenkästlein.

○ Ein salomonisches Urtheil. Man hat oftmals erzählt, wie die Aussprüche der englischen Richter sich streng nach dem Buchstaben des Gesetzes richten; ein Gleiches ist in Amerika der Fall. In New Orleans wurde vor Kurzem ein Mensch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu seyn, und einen Diebstahl begangen zu haben. Er hatte nämlich eine Oeffnung in die Mauer gemacht, durch dieselbe den oberen Theil seines Körpers gezwängt und sich dann der Gegenstände bemächtigt, die er zu haben wünschte. Sein Anwalt behauptete: nicht der Angeschuldigte sei in das Haus eingedrungen, sondern nur ein Theil von ihm. Die Jury gab hierauf das Verdicht, daß die obere Hälfte des Menschen schuldig sei, und sprach den übrigen Theil frei. Der Richter verurtheilte hierauf die schuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß und überließ es ihrer Wahl, die unschuldige Hälfte abzuschneiden, oder mit sich zu nehmen.

### Bilder ohne Text.

Die wichtige Person eines Portiers erhält von einem Stutzer in Ermanglung landesüblicher Münze einen beinernen Knopf als Trinkgeld.

